

Russische Bilder.

I.

Es war noch vor der Revolution und dem japanischen Feldzuge. In den Ostseeprovinzen wurde tapfer russifiziert, und die Kurländer bemühten sich nach Kräften, ihre lokale Gefinnung nach außen hin zu dokumentieren. Ich verkehrte mit einer Reihe von Offizieren des stehenden Heeres und des Gendarmierkorps. Eritere, meist arme, gutmütige, in der Kaufmannsart wenig geachtete Kerle, die von ihrer Lage notdürftig vegetieren konnten, nahmen jedes gespendete Gläschen Schnaps und Soluska (Jubik) mit inniger Dankbarkeit an. — Eine gewisse Schamhaftigkeit der Lebensanschauung machte sich bei allen bemerkbar. Sie lebten vom Pumpen und Nichtwiedergeben, und am Gageende suchten sie möglichst schnell aus der Kaserne zu entweichen, denn draußen standen die Juden mit ihren Rechnungen. Und wenn es nicht glückte, sich in schillernder Plüsch durch einen gefälligen Zwojschtschik (Droschkenschreiber) zu retten, dem nahmen sie das Geld ab. Ich habe des öfteren hungrige Offiziere eingeladen, denen es so gegangen war. Kredit wurde ihnen gar nicht oder nur in der beschämendsten Form eingeräumt. Ihre Dankbarkeit war grenzenlos, wenn man ihnen ein paar Rubel ließ.

In der Kaserne wohnten die wenigsten der jungen Offiziere, da sie es dort vor Gestank und Unsauberkeit nicht ausbalancieren konnten. Ein Oberleutnant, mit dem ich öfters im Hotel zusammentraf, berichtete mir, daß er sich immer die Ränse nachher absuchen müsse, wenn er in der Kaserne Dienst gehabt hätte. Und diese sprichwörtliche Verlausung des russischen Soldaten wurde mir nur allzuoft, als wir im Stadttheater Soldaten als Statisten beschäftigt, die sich in Ermangelung anderer Räumlichkeiten in unseren Garderoben aufleiden mußten.

In den vornehmeren Villenvierteln Libaus, in der Nähe des Strandes, fanden sich allabendlich eine Menge Soldaten ein, die um ein Stückerl Brot und Pappros (Zigarette) bettelten, und sie auch meist erhielten. Sie erklärten, daß sie nicht genug zu essen bekämen und ganz entsetzlich Hunger hätten. Das Essen selbst sei meist so voll Schmutz und Unrat, daß sie Ekel davor empfänden.

Ich kannte in Libau einen Platzmajor (Quartiermeister), der die Verpflegung des dort garnisonierenden Infanterieregiments in feiner Gewalt hatte. Er war ein äußerst dicker und gemütlicher Herr, der allabendlich im Hotel Petersburg Siamgast war. Er beteiligte sich leidenschaftlich an den Hazardspielen, denen ein großer Teil der jüngeren Kaufleute frönte. Ich sah ihn stets mit hohen Banknoten operieren. Später erfuhr ich, daß er ganze Hunderttausend Rubel monatlich Gehalt bezog. Man sagt ja in Rußland ganz offen: „Er stiehlt!“ Aber nicht mit Entschuldigend oder gar Empörung. Nein, mit einem kleinen listigen Augenzwinkern und wohlwollendem Schmunzeln. Wehe dem Geschäftsmann, der es verüben würde, seinen Tribut vom einfachen Schuhmann bis zum höchsten Polizeibeamten zur richtigen Zeit abzuliefern! Der Quartiermeister (Schlüssel des Reichs) holt sich seine 25 Rubel meist schon als Vorwurf lange vor der bestimmten Zeit. Der Prästab (Polizeihauptmann) macht's nicht unter 100 Rubel (schmerzlicher Ausdruck für „Rubel“) und der Vorortswoi (Schutzmann) holt sich das Seine, so oft er kann. Dafür aber hat der russische Geschäftsmann Ruhe. In dem Wschastof (Besitz), dem er angehört, braucht er keine Meldung zu fürchten. Er schaltet und waltet, wie er will. Es gibt für ihn keinen Ladenstahl, keine Ganntagsruhe. Er hat bezahlt, ihm kann nichts passieren.

Ein mir bekannter Baumeister hatte in Moskau den Auftrag, ein Haus zu bauen, das in einer Nebenstraße mit ziemlich weitem Baufeld gelegen war. Plötzlich erfolgte dem Polizeimeister ein Verbot der Bauausführung wegen Verletzung der Bauvorschriften, dem auf diese Weise ein großer Verdienst entgangen wäre, und der nicht einsehbar, warum jukt er dort nicht bauen sollte, ließ sich beim Polizeimeister melden. Dem Gewaltigen schien sein Besuch nicht unerwünscht zu kommen, denn er ließ ihn sofort vor. (Ein Unikum in Rußland.) „Nun, was bringen Sie Schönes?“, begann er die Unterredung mit Vertrauen erweckenden Schmunzeln. Herr X., der seinen Pappenheimer kannte, wußte, daß offene Verleumdung hier nicht angebracht sei, und begann deshalb ganz vorsichtig: „Ew. Hochwohlgeboren haben angeordnet, daß der Neubau zu verbieten sei. Ich wollte mir erlauben, Ew. Hochwohlgeboren darüber aufzuklären, daß ein Verleumdungsbuch, wie befürchtet, absolut nicht entstehen kann. Wollen Ew. Hochwohlgeboren mir gestatten, den Plan der Straße und meinen beabsichtigten Bau aufzuzeichnen?“ Bei diesen Worten zog X. eine Taufendrubelnote aus der Brusttasche, legte diese vor sich auf den Tisch und begann mit dünnen Bleistiftlinien die Lage der Straße und des Hauses zu fixieren. Der Gewaltige schaute leuchtenden Auges und aufmerksam zu. „Hm, hm. . . . Mir scheint, ich bin da falsch berichtet worden!“

„Das glaube ich auch“, erwiderte X. . . . „Behalten Ew. Hochwohlgeboren den Plan nur hier und prüfen Sie ihn selbst.“ Damit legte er den Taufendrubelnote auf den Schreibtisch. „Ich hoffe auf baldigen Bescheid!“ Er empfahl sich. . . . Schon am nächsten Morgen hatte er die Erlaubnis, und nun war es ihm ein Leichtes, die 1000 Rubel zur Kaufsumme hinzuzuschlagen.

II.

Die „Freundschaft“ des Gendarmereiobersten v. Basarewsky in Libau, später berüchtigt durch sein brutales Vorgehen während der Revolution, war für mich vorteilhaft, da die politische Polizei in Rußland den obersten Rang einnimmt und sogar die Polizeimeister diesen Polkwonniks (Obersten) untergeordnet sind.

Häufig hatte ich dem Herrn Obersten unter Scherzen und Klavierpiel die Zeit zu verkürzen. Aber es kam auch einmal anders. Da ich als Operettensänger (Operette füllte so ziemlich das ganze Repertoire) fast täglich auf der Bühne stand, so benutzte ich meine freie Zeit zum Dichten von Couplets, in denen ich Libauer städtische Verhältnisse geißelte oder auch keine politische Anspielungen machte, die mit Rußland in keinem nahen Zusammenhang standen. Wir hatten eines Tages den „Vogelhändler“. Vor Anfang der Vorstellung mußten wir das „Böschke zarkhaaja“ (die russische Nationalhymne) auf der Bühne singen, wobei sämtliche darstellenden Mitglieder in Polkolonette zu erscheinen haben. Die Operette war bis zum zweiten Akt geblieben, und ich kam zu meinem Couplet: „Man munkelt recht fatal, es liegt in der Luft drin, so etwas, wie ein Skandal!“ Ich hatte zirka 5 bis 6 Verse verfasst, da ich stets zu Zugaben gezwungen wurde und mich mit dem Applaus des obersten Ranges, der im Gegensatz zu Deutschland mit Gymnasialisten und Studenten gefüllt ist, nicht gut entziehen konnte. Polizeimeister von Nadezhin, ein famosser Mensch, Kurländer von Geburt, hatte mich ein für alle Mal der Zensur entbunden, und so schaltete ich ziemlich frei und ungeniert. In jenem Abend aber brachte ich einen Vers über den damaligen Präsidenten Loubet und seine freundschaftlichen Beziehungen zum Zaren. Nach dieser Strophe erhob sich ein starker Applaus. Ich wiederholte den Vers. Plötzlich sah ich, daß in der Loge einige Offiziere aufstanden und mit großem Geräusch die Türe zum Innengang öffneten! Nach einer kleinen Weile raffelte die Bühnenvorhang, ich hörte eine erregte Stimme, und es senkte sich inmitten meines Vortrages der Vorhang. Plötzlich erfüllte eine Menge Leute der Bühne, Oberst v. B. tritt mit entsetztem Gesicht auf mich zu und erklärt mich für verhaftet.

Obwohl mir nicht gerade angenehm zu Rate war, suchte ich einen scherzhaften Ton anzuschlagen, da ich selber tatsächlich auf's äußerste erstaunt war. Der Direktor, der nicht besonders gut auf mich zu sprechen war, weil ich vor nicht langer Zeit die Interessen der Mitglieder gegen ihn vertreten hatte, rief mit schlecht verhehlter Schadenfreude: „Jamohl, Sie haben ganz Recht! Der Kerl ist reif für Sibirien!“ Wir einigten uns schließlich dahin, daß die Vorstellung ihren Fortgang nehmen sollte, um das Publikum nicht zu beunruhigen. Ich gab mein Ehrenwort, seinen Nachdruck zu unternehmen, während der Oberst mir zusicherte, daß ich die Nacht in meiner Wohnung bleiben dürfte.

Am andern Morgen eilte ich zum Hauptpolizeiamt. Der Polizeimeister konnte mir nur mitteilen, daß Herr v. B. noch am selben Abend einen seiner berühmten Wutanfälle gehabt hätte. „Aber er soll es büßen!“ so habe er hinzugefügt, und nichts habe ihn beschwichtigt, obwohl eine ganze Anzahl guter Freunde sich für mich ins Mittel legte. Herr v. B. teilte mir nun mit, daß die Petersburger Offiziere der Politischen Polizei, welche gerade an dem Anglistage zur Revision nach Libau gekommen waren, mit ihnen Herr v. Basarewsky und sein Gehilfe, Herr v. Automow, ein kleines Champagnerfrühstück absolvierten. Mein Plan war gefaßt: ich mußte ihn persönlich sprechen!

Oberleutnant Automow war ein Duzfreund von mir; ich ließ ihn durch den Kellner heranzuführen, und er hielt es für das Beste, mich dem Oberst persönlich gegenüberzustellen. Aus der Tür des Separées ertönte lautes Singen und Lachen. Automow trat ich ein, da verstumte alles. — Oberst v. B., starr angetrunken, erblickte mich. Mit einem „Du Dumd!“ zog er seinen Säbel und stürzte sich auf mich. Die andern Offiziere fielen ihm in den Arm. Ich versuchte nun, ihm die Ungefährlichkeit und das Unbeabsichtigte meiner „Zarenbeleidigung“ klar zu machen, indem ich mich der vollständigen politischen Unerschrockenheit beschuldigte und ihm erklärte, daß es mir nie einfallen würde, ein Land zu beschimpfen, dessen Gastfreundschaft ich genosse. Nichts schien ihm ein Entschuldigungsgrund. Mit mehr als derben Worten redete er sich immer wieder in eine neue Wut hinein, bis endlich ein anscheinend noch höherer Offizier sich ins Mittel legte. „Mir halt der Herr grobhartig gefallen, ist guter Künstler, sehr komisch! — Man muß Künstler alles vergeben! — Was heißt hier Politika? Politika ist nicht für Künstler!“

Das war meine Rettung! „Bist Du versprochen, nicht mehr politisch gegen Rußland zu sinnen?“ fragte er mich. „Scheinsoj slowo“ (Schwörendwort). Er hielt seine Hand hin. Ich schlug ein und schloß gleichzeitig ein paar nasse Küsse auf Mund und Wangen. Man zog mich auf den Stuhl vor das Klavier, ich spielte einen Kamarinaki und alles stampfte, schrie und juchzte. Die Gläser wurden gefüllt, ich mußte antoschen und trinken! Trinken, bis in die Nacht hinein, bis alles lallend und stammelnd sich in der großen russischen Besoffenheit wälzte und die Zwojschtschiks ihre Arbeit mit uns hatten auf dem Nachhauseweg. So entging ich der Petrowpawloffestellung.

Brüssel.

Die Einnahme Brüssels bedeutet für Belgien nicht im entferntesten das, was etwa die Eroberung von Paris für Frankreich bedeuten würde. Die belgische Residenzstadt ist weder ein besetzter Wappenstein noch ist sie die kulturelle Metropole ihres Landes, das trotz seines kleinen Umfangs eine ganze Anzahl hochberühmter Städte besitzt, die in wirtschaftlicher, politischer oder kunstgeschichtlicher Bedeutung mit Brüssel weitestehen können. Ich erinnere nur an Antwerpen, Gent und das altberühmte Brügge.

Aber des Interessanten bietet auch Brüssel genug und wer jemals hier gewohnt hat, wird sich des seltsamen Straßentreibens, in dem französische und flämische Elemente sich mischen, und des wunderbaren Stadtbildes immer wieder gern erinnern.

Auf einem Berge unweit der Stadt Brüssel war es, wo der fromme Herzog Gottfried von Bouillon im Jahre 1097 die christlichen Völker zum ersten Kreuzzug aufrief. Der Kastenberg, auf dem dies geschah, liegt aber heute nicht mehr vor den Toren, sondern beinahe im Mittelpunkt der Stadt. Seinen Gipfel nimmt die prächtige Place Royale (Königsplatz) ein, das Zentrum des vornehmen Viertels, das abweichend von anderen Großstädten hier nicht im Westen, sondern im Osten gelegen ist und sich am Rande eines Hügelrückens hinzieht. Dieses vornehme Viertel, die „obere Stadt“, trägt einen durchaus modernen Charakter und sucht in der Anlage seiner Straßen und im Prunk seiner monumentalen Gebäude Pariser Vorbilder nachzuahmen. Die tief im Tale gelegene „untere Stadt“, wo die große Masse des Volkes wohnt, hat dagegen ihr altertümliches und urwüchsiges Gepräge bewahrt. Während man oben überwiegend französisch sprechen hört, herrscht unten das flämische Wort.

Am Königsplatz kreuzen sich die wichtigsten Straßenbahnlinien, liegen zahlreiche öffentliche und private Paläste, vornehme Hotels und teure Restaurants. Das größte und auffallendste Gebäude ist ein reichverzierter gotischer Säulentempel mit kupfergedecktem Glockenturm. Es ist die Hofkirche, die weihenreiche Stätte, an der ehemals der keusche Cleopold zu seinem Gott zu beten pflegte. Vom Königsplatz nach Norden hin läuft die Rue Royale (Königsstraße), eine endlos lange, schurgerade Straße, die erst draußen im Vorort Schaerbeck durch die weihen hiesige Kuppel einer schönen neuromanischen Kirche ihren malerischen Abschluß findet. Die Rue Royale bietet noch Westen hin zahlreiche interessante Aussichten über die Unterstadt, den schönsten vom Kongressplatz aus, einem hochgelegenen Plateau, in dessen Mittelpunkt sich die Erinnerungssäule zu Ehren des Nationalkongresses von 1830-31 erhebt, der die definitive Trennung Belgiens von Holland ansprach. Wenn man vor der den Westrand des Platzes abschließenden steinernen Wallstraße steht, so hat man unter sich das wunderbare Panorama der alten Stadt mit ihrem Gemimmel von engen, wackligen Gassen und den zahllosen Kirchenstürmen, die aus dem grauen Häusermeer aufragen. Am fernem Horizont wird das Bild durch eine malerische Hügelkette begrenzt.

Vom Königsplatz hinunter erstreckt sich die vornehme Rue de la Regence, die der Rue Royale in vieler Hinsicht ähnelt. Sie führt unter anderem an dem früheren Palast des Grafen Egmont vorbei. Von dem alten Bauwerk, vor dem sich jetzt das Standbild der beiden Schicksalsgenossen Hoorn und Egmont erhebt, ist freilich nicht mehr viel erhalten; Feuer und moderne Um- und Ausbauten haben das meiste zerstört. Das Denkmal liegt inmitten schöner gärtnerischer Anlagen, die nach Art der Londoner „Squares“ mit einem hohen schmiedeeisernen Gitter umgeben sind. Dieses Gitter erteilt sich bei Kunstfreunden einer gewissen Berühmtheit wegen des originellen Schmuckes, den es in Gestalt von zierlichen, die Vertreter der einzelnen Künste darstellenden Bronzestatuetten besitzt. Eines der eigenartigen Gebäude der Welt bildet den südlichen Abschluß der Rue de la Regence: es ist der riesige Justizpalast, der größte Monumentalbau des 19. Jahrhunderts. Nicht weniger als 2 1/2 Hektar mißt der Flächenraum, den der Koloz bedeckt. Der Grundriß ist fast quadratisch, die Vorder- und Rückfronten sind 180, die Seitenfronten 170 Meter lang. Die Höhenunterschiede des Terrains machten gewaltige Unterbauten erforderlich. Auf Terrassen erhebt sich die wuchtige Steinmasse des Ge-

59] Jus und Recht.

Roman von Fred V. Gardt.

Nach diesen schrecklichen Tagen hatte er die Uhr nicht mehr aufgezogen. Was kümmerte ihn die Zeit? Den Kalender, der auf seinem Tische stand und in dem er Einträge zu machen pflegte, hatte er zerrissen. Was kümmerten ihn die Tage, die keinen Sinn, keine Bedeutung mehr für ihn hatten. Nur Ruhe wollte er haben.

Es war ganz still im Gefängnis. Auch vom Hofe her kam kein Laut zu ihm. Er trat an das Fenster und öffnete das kleine Biered. Eine feuchte laue Luft drang herein. Ein trüger Wind hatte sich in den Hof verfliegen und klapperte ängstlich an einem losen Fensterflügel und fauchte böseartig an den schwarzen Mauern entlang. Da drüben, das Hinterhaus, das elende Armeleute-Haus; einige Lappen hingen an einem eisernen Gassen, und der Wind zerrte an ihnen. Ein Fenster war offen, oben im vierten Stock, ein schmales einflügeliges Fenster. Ein Mädchen stand dort in der Kammer und flocht sich die Haare, dann zog sie eine Jacke über und setzte den Hut auf, sie trat vom Fenster zurück. Eine Türe wurde zugeschlagen — Sonntagmorgen. — Das Mädchen ging aus, irgendwohin durch menschenleere Straßen, um andere Menschen zu treffen, leere Menschen, die alle Furcht hatten, allein zu sein und ihre Furcht mit billigen törichteren Vergnügungen verdrängen wollten. Und morgen würde sie wieder scheuern und waschen, und so einen Tag nach dem andern. Ein farbloses, nutzloses Leben.

Wie war das alles trostlos und häßlich! Aus dem Souterrain drangen schwermütige langgezogene Töne einer Ziehharmonika. Der Wind holzte nach den Tönen und warf einzelne hinüber über die Mauer, Töne der elenden Einsamkeit in der Stadt. — Da sah auch einer in Hemdsärmeln auf dem Bett, und suchte mit den langsam schlängelnden Stunden fertig zu werden, bis das Licht in den Gassen angezündet wurde, und er den Krögen umbinden und den Hut nehmen würde und gelangweilt und mürrisch ausging.

Wie war das alles trostlos und häßlich! Und trostlos und häßlich blieb es in ihm, lange Tage und

lange Nächte, die er traumlos im stumpfen Schlafe dalag. Er sah, was man ihm brachte, sah stundenlang in unfruchtbarem Grübeln verloren auf dem Stuhl, den Kopf in die Hände gestützt. Wenn das Gas ausgelöscht wurde, nahm er ein Schlafpulver. Die Kerzen brannte er nicht mehr. Uneröffnet lagen die Briefe auf dem Tisch, er las keinen Brief, auch nach keinem Buche griff er mehr. Mit dem Oberaufseher sprach er kein Wort und hatte Pastor Friedrich, der jeden Tag gekommen war, um ihn durch ein freundliches Wort, ein gutes Gespräch abzulenken, gebeten, nicht mehr zu kommen. Er konnte niemand um sich sehen, niemandes Nähe ertragen. Nur das Schweigen des Gefängnisses, das ihn stumpf machte und mächtig verblödete.

Aus diesem Zustande der völligen Gleichgültigkeit wurde Frank Werner durch eine Nachricht, die ihm Dr. Renker in der dritten Woche seiner Haft brachte, heilfam herausgerissen: seine Freunde hatten, ohne sein Wissen, ein Gnadengesuch eingereicht, seine moralischen Qualitäten hervorgehoben, die sich während einer langjährigen Freundschaft bewährt hätten und eine Verfehlung aus verwerflichen Motiven ausschloßen. Nachdem eine Woche und noch eine weitere verging, ohne daß eine Entscheidung erfolgte, schwand die Hoffnung, und die Freunde blieben auch durch die nachfolgende Entschliebung enttäuscht und betrübt: Von der noch zu verbüßenden viermonatigen Gefängnisstrafe waren zwei Monate im Gnadenweg erlassen, von einer weitergehenden Begnadigung aber Abstand genommen worden.

Der Unwille der Freunde verdichtete sich, als ihnen Kammerherr von Rehberg mitteilte, der Minister habe sich bei einem gelegentlichen Zusammentreffen im Klub dahin ausgesprochen, daß das Justizministerium eine Wandlung der Gefängnisstrafe an Allerhöchster Stelle unmöglich habe befehligen können, nachdem in der gesamten Presse das Urteil abfällig kritisiert worden sei. Es könne den Anschein erwecken, als ob der König diese Strafkammer desavouieren wollte. Das sei unter allen Umständen zu vermeiden, da schon mehrere Urteile gerade dieser Strafkammer Anlaß zu einer öffentlichen Kritik gegeben hätten, selbstverständlich ganz grundlos, wie der Minister nicht verfehlt habe, zuzufügen.

„Also, wenn das Urteil einer anderen Strafkammer, die sich nicht so oft blamiert hat, vorläge, wäre eine weitergehende Begnadigung eingetreten.“ — warf Karl Senkel ein, der

dieser Aussprache mit Kammerherrn von Rehberg beivohte. — „Eine Prämie für die Dummheit anderer. Und Frank muß das ausspatschen, was dieser Krant schon auf dem Kerzholz hat. — Viel Freude wird er nicht haben an dieser Allerhöchsten Entschliebung, der arme Frank.“

Nein, viel Freude hatte Frank Werner nicht, als ihm Dr. Renker die Nachricht brachte. Ihm war ein Tag Gefängnis wie ein Jahr. Ein gebrandmarktes Leben, die klirrende Kette der Unehre, die er am Fuße schleppte, mitschleppen würde ein ganzes Leben. Er empfand sogar Unwillen gegen seine Freunde, daß sie diesen Schritt unternommen, für ihn gebeten, sich gedehnt hätten. Doch war diese Nachricht etwas Neues, etwas, das ihn zwang, aufzuhorchen und zu dem er Stellung nehmen mußte. Als er allein war, rechnete er nach, wie lange noch die Haft dauern würde. Das erste Aufladern seiner erwachenden Lebenskraft. Der Kontakt zwischen ihm und dem Leben war wieder hergestellt. Doch war er wie ein Kranker, der nach langem, fieberndem Hindämmern die Augen wieder öffnet, aber seine Umgebung noch nicht klar erkennt.

Und darauf kam es an: die Umgebung zu erkennen. Nicht die Engigkeit der Zelle, das Leben, das ihn draußen erwartete, wenn diese siebenundvierzig Tage veronnen sein würden, und die Distanz zwischen sich und diesem Leben klar zu erfassen, an dem sich nichts geändert hatte, nur daß er selbst an einen anderen Platz gedrängt worden war.

In dem Ringen um diese schmerzliche Erkenntnis kam ihm ein Brief des Kommerzienrats von Bofsch, wenn auch ohne dessen Absicht, zustatten, den er in diesen Tagen erhielt. — „Wegen der Zukunft machen sie sich keine Sorgen. Es ist sicher, daß ein Mann von Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten sich eine ehrenvolle und befriedigende Tätigkeit wieder schaffen kann. Und ich denke, daß Sie Ihre Freunde hoch genug einschätzen, um die angebotene Hilfe wenigstens für die erste Zeit nicht abzulehnen. . . .“ Er sah im Geiste seine Freunde, wie sie betrübt, aber schon voll frischer Hoffnungen, sich bemühten, ihm einen neuen Lebensweg zu ebnen; man würde versuchen, ihn als Syndikus in eine Bank oder in ein industrielles Unternehmen zu bringen, vielleicht hatte schon Kommerzienrat von Bofsch mit der Direktion der Australia-Linie Fühlung genommen, in deren Aufsichtsrat er eine führende Stellung einnahm. (Fortf. folgt.)

händes, aus dessen Mittelpunkt wieder eine zweite Terrasse emporsteigt, die übereinandergeräumt einen quadratischen Säulenbau, ein Rondell und schließlich eine Kuppel trägt. Im einzelnen legt sich der architektonische Stil des Gebäudes aus dem Durcheinander gewürfelten ägyptischen, assyrischen und griechisch-römischen Formen zusammen. Aber trotz der wenig einheitlichen und allzu zahlreichen dekorativen Details ist der Gesamteindruck wegen der glücklichen Gliederung der Hauptmassen doch ein großartiger und imposanter. Der Schöpfer des Riesenwerks war der belgische Architekt Poelaere. Der Bau wurde in den Jahren 1880-1883 ausgeführt und kostete nicht weniger als 45 Millionen Frank.

Westlich von dem Höhenzuge, der dieses Palastviertel der Stadt Brüssel trägt, liegen die sogenannten oberen Boulevards, die die alte Stadt und einen Teil der neuen umgeben. Diese eleganten und prachtvollen Ringstraßen sind ungefähr 80 Meter breit und von mehreren Reihen schöner alter Ulmen bepflanzt. Die schattigen Alleen bilden einen der beliebtesten Promenadenwege Brüssels und auf den Fahrdrängen findet in den Nachmittagsstunden der sogenannte „Korso“ der Equipagenbesitzer statt. An das Nordende der oberen Boulevards schließt sich der auf dem Hügelabhange gelegene Botanische Garten an, eines der seltensten Etablissements dieser Art. Er imponiert nämlich weder durch seine Größe, noch durch die Schönheit seiner Anlagen, noch durch die Reichhaltigkeit seiner Sammlungen und nur selten verirrt sich ein Besucher in eins der engen Gewächshäuser und Palmenhäuser oder in das dürftige Fortissimo. Was die Touristen aber trotz dem in Scharen hierherzieht und den Brüsseler Botanischen Garten zu einer der wichtigsten Sehenswürdigkeiten des Landes macht, das ist der reiche und unvergleichlich wertvolle bildhauerische Schmuck seiner Terrassen und Kassenplätze. Künstler wie Neumier, van der Stappen, Dilens, Rousseau, Dubois, Rogan und andere sind hier mit den hervorragendsten Meistern vertreten. Diese bronzenen Statuen und Gruppen präsentieren sich in der freien Luft inmitten der grünen Parklandschaft besser als in irgendeinem Museum, und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die Plastiken des Brüsseler Botanischen Gartens in ihrer Gesamtheit ein unübertreffliches und glänzendes Bild von dem heutigen Stande der belgischen Bildhauerkunst geben, als irgend eine öffentliche Sammlung des Landes.

Durch teilweise sehr steile und un bequem zu passierende Straßen gelangt man aus dem vornehmen Viertel hinunter in das Gewirr der unteren Stadt mit ihren altstädtischen, engen und winkligen Gassen. Im Gegensatz zu der überwiegend stillen oberen Stadt herrscht hier ein geschäftiges Lärmen und Treiben. Handel und Gewerbe haben hier ihren Sitz. Es ist für den Fremden nicht leicht, sich zurechtzufinden, und besonders architektonische Reize bietet der Stadtteil im allgemeinen nicht. Mit der stilvollen Schönheit Entwurfs oder der handlichen Städte kann sich das alte Brüssel nicht messen. Aber eine Perle birgt es doch in seinem Schooß, einen der grandiosesten und zugleich stimmungsvollsten Plätze der Welt: den Großen Markt. Wenn man durch die enge Collinestraße kommend das eingedrungene geschlossene Viertel dieses wunderbaren Platzes betritt, so glaubt man sich plötzlich in ein anderes Land und in ein anderes Zeitalter versetzt. Zu gewaltiger Höhe ragen die altstädtischen, mit zahllosen Statuen und Türmen geschnitten und teilweise vergoldeten Fassaden des Rathhauses, des Hofhauses und der Zunfthäuser empor. Mittelalter, Renaissance und Barock haben an diesem unvergleichlichen Werke gebaut und im einzelnen mag durch die Stilwandelungen manches zerstört und verdorben sein — das Ganze aber wirkt noch heute durchaus einheitlich, vornehm, prachtvoll und majestätisch. Die auf dem Marktplatz von Benedig glaubt man sich auch hier nicht auf freiem Markte, sondern in einem geschlossenen Innenraume zu befinden; aber während man dort den Eindruck eines heiter festlichen Konzertsaales gewinnt, trägt hier alles, trotz der reichen architektonischen Prachtentfaltung, das Gepräge einer erstickten und isolierten Wärme. Am wunderbarsten wirkt dieser Platz, wenn man ihn in stiller Nacht einen Besuch macht. Das Gesäusel des Marktes hat sich verloren, der Lärm des modernen Großstadtverkehrs ist verstummt. Hoch über dem Rathhaus steht der Mond und malt die phantastische Silhouette des Turmes auf die hellgrünen Wälder. Hier und dort leuchtet ein Stübchen von der Vergoldung der alten Fassaden auf. Die hohen Giebel erscheinen noch riesenhafter als bei Tage. Ein Gesamtbild von märchenhafter Schönheit, das der Phantasie unanschaulich sich einprägt!

In zwei Minuten gelangen wir vom Großen Markt zu einer der bekanntesten Sehenswürdigkeiten Brüssels, dem „Manneken Pis“. An einer Straßenkreuzung steht in einer Nische der berühmte Brunnen, dem die Bronzeplastik eines nackten Knaben auf eine sehr naive Weise als Ausflugsziele dient. Das Manneken hat aber trotz seiner rüchloslosen Ungelegenheit durchaus nichts Einfaches, und es ist — was oft übersehen wird — nicht nur ein Kuriosum, sondern ein wirkliches, überaus feines und grazioses Kunstwerk. Es stammt aus dem 17. Jahrhundert und wird daher „der älteste Bürger Brüssels“ genannt. Als solcher genießt es allerdings besondere Ehre. An Feiertagen legt es ein prachtvolles, im Rathhause aufbewahrtes Festgewand mit Hut, Degen und Orden über sich im 18. Jahrhundert von einem französischen Könige verliehen wurde) an, wodurch es freilich alle seine natürliche Anmut verliert und wie ein ausgeputzter Zirkusaffe aussieht. Auch in seiner Gesinnungstätigkeit erscheint das Manneken als ein echter Brüsseler Stiehhändler: als Ludwig XV. die Stadt einnahm, hatte es eine weiße Korde am Hut, 1789 trug es sich in die Farben der Revolution, unter der späteren französischen Herrschaft bestand sein Schmuck in blau-weiß-roten Bänder, dann legte es die Oranienfarbe an und 1830 trug es die Blau-Weiße. Wie ich den „ältesten Bürger Brüssels“ kenne, hat er gegenwärtig, um dem siegreichen Eroberer zu schmeicheln, die hellgraue Uniform der deutschen Feldtruppen angelegt.

Somit ist von der Brüsseler Unterstadt nicht viel zu berichten. Breite, schöne, Tag und Nacht reich beleuchtete Boulevards umziehen und durchqueren den im übrigen engebauten Stadtteil. An einigen Stellen verbreitern sich diese Boulevards zu Plätzen, deren prächtigster und schönster, der Börseplatz, in der Mitte des Boulevards Anipach ist. An ihm und in seiner nächsten Umgebung liegen die größten Kaufhäuser und die berühmtesten Cafés und Tavernen der alten Stadt, und namentlich in den späteren Abendstunden herrscht hier ein fast pariserisches Leben und Treiben. Fern von diesen Stätten des Luxus, inmitten des Proletariatsviertels, liegt das Brüsseler Volkshaus. Ein mächtiges Gebäude, das zahlreiche Vereinigungen, mehrere Kaufhäuser, eine Bibliothek und einen Fest- und Versammlungsaal für dreitausend Personen enthält. Dieser Vereinigungspunkt der Brüsseler Sozialisten ist das erste Bauwerk Belgiens, das in modernem architektonischen Stil errichtet wurde. Sein Schöpfer ist Viktor Porta, der bedeutendste Vertreter der von Henry van de Velde inaugurierten Richtung. Das in drei hohen Stockwerken aufragende Gebäude erinnert äußerlich an das Wertheimische Kaufhaus in der Leipziger Straße. Die Fassade entbehrt fast jeden ornamentalen Schmucks. Ihre Regierfläche ist auf ein Minimum reduziert, man sieht fast nur Glas und eiserne Pfeiler. Die konsequente Vermeidung alles überflüssigen Brants und die deutliche Betonung des praktischen Zwecks werden im Ganzen wie im Detail sichtbar. In dieser soliden, auf jeden lässlichen Schein verzichtenden Zweckmäßigkeit liegt die eigenartige Schönheit des Gebäudes, das für die moderne Architektur Belgiens in dieser Hinsicht vorbildlich geworden ist.

John Schitowski

Die Herkunft der Japaner.

Man hört jetzt wieder die Japaner kurzweg als Mongolen bezeichnen. Richtiger wäre es indessen, sie zur „Gelben Rasse“ zu rechnen; denn eigentlich Mongolen sind sie nicht. Sie sind vielmehr, wie alle großen Völker, nicht reinrassig, sondern ein Mischungsprodukt. Japanische Gelehrte haben selbst zu dieser Feststellung im heutigen Japan beigetragen durch anthropologische, archaische und ethnologische Untersuchungen.

Nach Kubo und anderen Forschern sind die japanischen Inseln

mit Teilen von Sachalin und der Kurilen von einem kleintwärtigen, von den Aino „Koropoguru“ genannten Volke bewohnt gewesen, dessen Kultur feineigentlich war, das aber irdene Gefäße herstellte. „Koropoguru“ bedeutet „in Erdgruben lebende Leute“. Spuren solcher Wohnungen sind noch überall, auch auf der Hauptinsel Kyūshū vorhanden; es sind künstliche Löcher im Boden, von 1-2 Meter Tiefe und 4-8 Meter Durchmesser, über denen wohl ein kegelförmiges Dach errichtet war, und die Aino von Sachalin und den Nordkurilen bewohnen noch derartige Erdhöhlen.

Von anderen Forschern, so von dem japanischen Anatomieprofessor Koganei, ist die Entstehung dieser Koropoguru bestritten worden. Was diesen sagenhaften Volk zugehört werden, sei vielmehr den Aino zuzurechnen, die früher über ganz Japan verbreitet waren, heute aber nur noch auf Jesso, Sachalin und den Kurilen zu finden sind. Die Aino haben im Gegensatz zu den Japanern einen reichlichen Haar- und Bartwuchs, mächtige Kollbärte, während die Frauen sich Scharnbärte auf die Oberlippe tätowieren; ihre Hautfarbe ist dunkler, sie haben horizontal gestellte Augen und hohen Nasenrücken. Die Erdhöhlen, in denen sie zum Teil noch leben, sollen den Wohngruben der alten — Germanen gleichen! Es eröffnet sich da ein wunderlicher Ausblick. Da nämlich die Aino der übrigen Inseln in den Japanern aufgegangen sind, so könnte man an den Schluß verfallen, in den Japanern ließe sich „Germanenblut“ tatsächlich schon auf äußerliche Wechselseiten zwischen Aino und Germanen verfolgen werden, und es erscheint manchen Forschern zweifellos, daß die Aino Verwandte der Europäer und nicht der Mongolen sind.

„Das japanische Reich war einst ein Kinoreich“, sagt Koganei. Woher aber kamen die alten Japaner? Sie sind wohl tatarischen Ursprungs und aus Nordostasien eingewandert. Diese Einwanderer waren im Gegensatz zu den nomadischen, fischenden und jagenden Aino Ackerbauer, die die Metalle mitbrachten, und der englische Forscher H. Murro meint, daß sie etwa seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert, vielleicht auch schon früher, sich über die Inseln verbreitet haben mögen.

Auf tatarische Herkunft deuten zwei frühere japanische Sitten: die Stapulimantil, d. h. die Wahrsager aus dem Tierquälerei (scapula), und die Reinkörper beim Tode eines Mitgliedes der Herrscherfamilie. Die Stapulimantil besteht darin, daß man das vom Fleisch befreite Schulterblatt ins Feuer legt und aus den dadurch im Knochen hervorgerufenen Rissen und Färbungen die Zukunft verkündet. Ueber die Opferung lebender Menschen berichten die japanischen Chroniken selbst. Die fürstliche Leiche erhielt ein Dolmetsch und rings herum wurden die Diener des Verstorbenen aufrecht teilweise eingegraben, so daß sie eines qualvollen Todes sterben mußten. Auch Pferde wurden mitbegraben. Zum letztenmal sollen die Menschenopfer im Jahre 2 unserer Zeitrechnung angewendet worden sein (bei den Germanen waren sie bekanntlich noch länger üblich); dabei soll aber der Kaiser Suinin, der 11. Mikado, dem die Chronik die fabelhafte Regierungszeit von 99 Jahren zuweist, zu der Einsicht gekommen sein, es sei das ein „schlechter Brauch“. Wöllig beseitigen wollte er ihn nicht; da rief jemand, künftig statt der lebenden Wesen tönernen Figuren von Menschen und Vögeln zu opfern, und so geschah es fortan. Solche Tonfiguren (japanisch: Tsuchi ningyo), zum Teil von höchst primitiver Art, kennt man.

Aber auch malaiische und sogar polynesischer Einschlag findet sich in der japanischen Kultur und deshalb wohl auch in den Japanern selber. Weile verweist darauf, daß das japanische Haus im Grunde genommen ein Pfahlbau, wie das malaiische, und daß beiden das schwere Dach eigen sei. Die Architektur der polynesischen Hawaii-Inulaner ist auch in Japan üblich; hier wie dort kannte man den Hula-Hula-Tanz. Etwas malaiisch ist die japanische Liebe zum Waffenthanwerk und der Geschmack an Nahkämpfen. Sprachliche malaiische Einflüsse fehlen ebenso wenig.

Sind die Japaner somit zwar ein Mischvolk, so ist dieses Mischvolk im Laufe der Zeit doch körperlich recht einheitlich geworden. Einige Anthropologen unterscheiden aber doch zwei Typen: einen feineren „mongolisch-koreanischen“, mit ovaalem Gesicht, und einen „malalo-mongolischen“ mit niedriger Stirn, breiten Nasenflügeln und breiten, gekrümmten Lippen.

Kleines Feuilleton.

Paris, das Bild einer Kleinstadt.

Die Götterboten „Handels- und Sjöfaristidning“ bringt einen Pariser Brief, dem wir das Nachfolgende entnehmen:

Hier in Paris herrscht eine wunderliche Stimmung, still und ernst, fast kleinstädtisch. Selbst der Straßenlärm ist gedämpft, die Automobile drallen nicht so wütend wie früher — wozu denn auch, bei dem unbedeutenden Verkehr! Es ist fast, als hätte man Stroch auf die Straßen gebreitet, um in den Häusern liegende Kranke nicht zu hören. Auf einzelnen Linien geht nun wieder die Untergrundbahn, aber Frauen — die Frauen der eingezogenen Männer — knipsen die Biletts.

Die Omnibusse sind fort, sie sind alle mit Dymktion und Lebensmitteln an die Grenze gegangen. Also um die Verkehrsmitel ist es schlimm bestellt. Zuweilen kommt ein leeres Vastano und schreit im Vorüberfahren aus, wohin es fährt. Bah's gerade, so springt man auf und fährt in schwebender Stellung mit, sich selbsthaltend, so gut es geht. Hier und da werden auch die großen Gesellschaftswagen als Omnibusse benutzt, mit denen sonst Hochzeitsgesellschaften ihre Zufahrten ins Grüne hinaus zu machen pflegen.

Die Preise für Schwären sind nun wieder normal, aber deutsche Waren oder auch nur solche mit deutscher Bezeichnungen, wie „Frankfurter Würste“, sind nicht zu haben — obwohl diese von einer Pariser Firma hergestellt werden.

Nur wenige Männer in Zivil sieht man auf den Straßen. Die allgemeine Stimmung hat sogar auf die Kleidung der Damen gewirkt, alle sind einfach, bescheiden, ernst gekleidet, eine Straußenfeder wäre in diesen Tagen eine Laufflosigkeit. Als sich jüngst eine Dame in herausfordernder Toilette zeigte, gaben die Zeitungen ihrer Entrüstung darüber Ausdruck. Was ist nur aus Paris geworden!

Am merkwürdigsten ist die Veränderung im Montparnasseviertel, dieser Zentrale für den Fremdenverkehr. Es ist zu einem ernstlichen Kleinbürgerviertel geworden. Die Zeitungen sind zu erschämlichen kleinen Heften zusammengeschmolzen, die an die Zeitungen aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erinnern. Dafür kommen sie mehrmals täglich heraus.

Kinematographen und Varietés sind geschlossen, alle Menschen halten sich abends zu Hause und geben früh zu Bett. In den Banken muß man es vierzehn Tage vorher anmelden, wenn man 50 Fr. abheben will.

Eine Schwedin erzählt, daß sie sich nicht auf die Straße magt, ohne eine Teikolore und das Bild des Präsidenten vorzusuchen; daß sie um der Sicherheit willen die Markelleise vor sich hinzuzuschieben pflegt und „Vive la France“ ruft, sobald sie jemand argwöhnisch ansieht.

Schlachtenbilder.

Es dürfte Interesse haben, jetzt des mehr oder minder rühmlichen Antheils zu gedenken, den die darstellende Kunst 1870/71 am deutsch-französischen Kriege genommen hat. Jedes Familienblatt, allen voran Keils „Gartenlaube“, die Leipziger illustrierte Zeitung, „Ueber Land und Meer“ usw. usw., leistete sich unter erheblichen Geldopfern neben dem Kriegsberichterstattung einen ambulanten „Schlachtenzettel“. Der dumme hinter der Truppe einher und hatte seinen Unterschlupf im Generalstabsquartier. Unter Pulverdampf und Geschloßregen strichelle er zwar nicht — der Anippsapparat war noch gänzlich unbekannt —, aber mancherlei sah er doch von ferne. Gelang es ihm, das Geschehen, wenigstens ihm von Kampfbeteiligten unmittelbar Gefährdeten, lebendig zu gestalten, so mochte dieser Schwarz-Weiß-Kunst immerhin ein gewisser Aktualitätswert zugesprochen werden können.

Daneben ging die Kriegsmaletci. Ihre Aufgabe bestand

zunächst in der Darstellung eigens komponierter Kampfszenen, die der Wirklichkeit oft ungenähert, meist aber nur phantastisch waren. Keins dieser Bilder ist auf dem Schlachtfeld entworfen, geschweige denn entstanden. Erst nach Beendigung des Feldzuges machten sich die „Schlachtmaler“ an die Arbeit. Sie war in 90 von 100 Fällen bestellt. Es galt, angebliche „Dolmetschen“, die von fürstlichen Heerführern vorgebracht sein sollten, für alle Zeiten in Delgemälden festzuhalten, an denen freilich die bittere geschichtliche Wahrheit schweigend vorübergehen pflegt. Eine besondere Spezies bildeten weiter die Schlachten-Panorama oder Wandbilder, deren Erfinder der Münchener Louis Braun ist.

Ob diesmal die Kampfbilderei in Kohle, „Eisig und Del“ nachträglich wieder zu Ehren gebracht wird, entzieht sich unserer Kenntnis. Sie selbst dürfte infolge der total veränderten und weit gefährlicheren Schlachttendenz, sich im Felde zu etablieren, kaum noch Lust verspüren. Allem Anschein nach aber hat die Militärbehörde der Kriegsbildereiindustrie von vornherein das Handwerk gelegt — und mit dem, was Kriegsberichterstattung aus eigener Anschauung melden können, kann es auch nicht weit her sein.

So ulzig es sich ausnehmen würde, draußen „zwischen den Schlachten“ ein paar Duzend Exemplare von „Bilder-Kedakteuren“ umherstreifen zu sehen, der Verzicht auf diesen Anblick wird uns leicht fallen. Schwere hingegen werden sich die Silberblatt-Verleger zu einem Verzicht auf aktuelle Photographien von den gegenwärtigen Kriegsschauplätzen verstehen. Ansichten von Kampfergebnissen müssen unter allen Umständen heranz. Und da man sie weder besitzt noch beschaffen kann, so wird man sie wieder — erfinden.

Nicht zum erstenmal geschähe dergleichen. Es sei an den Burenkrieg erinnert. Aktuelle photographische Aufnahmen von Schlachtfeldbegebenheiten existierten nicht. Was tat Scherls „Woche“? Sie brachte Skizzenbilder aus einer illustrierten Beilage des ersten Burenkrieges, wie seiner Anführer. Und die damals noch Keil-Krömersche „Gartenlaube“ in Stuttgart wandelte auf ähnlichen Pfaden. Irgendwelche südafrikanische Abbildungen früherer Zeit wurden vom Hausgemalener modernisiert und mit zweckmäßigen Zuschnitten versehen. Erst als Scherls „Woche“ des Blagiat's überführt wurde und auch der reaktionelle Bearbeiter der aktuellen Beilage der „Gartenlaube“, dem obenreife die schwierige Aufgabe eines Wagners der Feldzugereignisse auf vier bis fünf Wochennummern voraus oblag, jedwede Verantwortlichkeit absieht, wurde der Anflug, wenn nicht ganz beseitigt, so doch wenigstens mit Vorsicht gehandhabt.

Ob es jetzt anders sein wird? Schwerlich. Schon begegneten wir irgendwo Schwarz-Weiß-Bildern nach Flinzer u. a. Schlachtenzeichnungen vom Jahre 1870/71, mit der einzigen Veränderung, daß jenen Videlhauben jetzt der graue Ueberzug aufgestrichelt wurde. Was damals Erstickung von Epidern, Weihenburg oder Wörth geheißen hat, benennt sich jetzt — Lüttich, Metz, Orléans.

Eine Reform der deutschen Kleidermode.

Kann hat der Krieg begonnen und schon ist die erste „Neugründung“ fertig. Man will fortan nicht mehr die Pariser und Londoner Kleidermode nachahmen, sondern eine eigene deutsche Form der Tracht erfinden. Ein solches „Deutschmädel“, noch eine „Sondertracht“, noch ein „künstlerisches Experiment“ oder ein „Bruch mit der Entwicklung“ bedeuten. Große Firmen und namhafte Künstler des „Weltbundes“ hoffen, die „deutsche Form“ zu finden.

Es war genau acht Tage nach Beginn des deutsch-französischen Krieges, als der Vorstand und Ausschuß des Berliner Vätervereins zur Förderung höherer Bildung und Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes einen Aufruf „An die deutschen Frauen“ erließ, sie sollten ihrer Pflichten gegen das Vaterland eingedenk sein. In einer dieser Pflichten gehöre, daß auch die Frauen auf ihre Weise den Feinden des Vaterlandes den Krieg zu erklären hätten:

„Entschloß euch“, so hieß es da, „der weiblichen Mode und des französischen Putzes zur Ehre des Vaterlandes... Keine deutsche Frau trage während des jetzt entbrannten heiligen Väterkrieges die französischen Zeichen, welche die eroberte Tyrannei der Mode bei uns eingeführt hat... Weg mit dem Land, der in Zeiten vaterländischer Not zur Schande wird, ehe die Trauer von einem auf dem Schlachtfeld dahingekuntenen Bruder euch den Hütler entreißt.“

So weit, so gut. Aber nach Friedensschluss registrierte pariserischer Modestram in den Douvoirs stärker als zuvor. Glaubt jemand im Ernst, daß es diesmal anders werden wird? Uebrigens, welche Blasphemie, von „Reformen der deutschen Mode für 1915“ angefaßt der von Blut dampfenden Schlachtfelder zu reden! Freilich, es hat seine tieferen Gründe. Im Verlag Heflein erscheint auch eine Modenzeitung, und illustrierte Blätter melden jetzt, daß schon die ersten deutschen Entwürfe für die Berliner Modedücker bereit liegen. Was ist dagegen der Preis für ein Waisenbabe, der an Stelle der „englischen Vortracht“ jetzt diejenige „nach unseres Kaisers Art“ empfiehlt.

Notizen.

— Theaterchronik. Im Deutschen Theater wird heute „Minna von Barnheim“ gespielt mit Agnes Sorma und Lucie Hofflich als Minna und Franziska. — Wasserwagen tritt am Montag in „Maria Magdalene“ wieder auf. — Der Gesamttrag der „Reisefinger“-Vorstellung des Deutschen Opernhäuses wird zu gleichen Teilen an die Zentralstelle des Roten Kreuzes, an den vaterländischen Frauenverein, die Hauptstelle für Kriegsfürsorge der Stadt Charlottenburg und die Kriegshilfsklasse des deutschen Waisenvereins abgeführt.

— Konzertchronik. Am Sonnabend, den 12. September, findet in der Philharmonie ein Konzert des Philharmonischen Orchesters statt. Arthur Schnabel und die Berliner Liedertafel haben ihre Mitwirkung zugesagt. U. a. wird die „Troica“ zum Vortrag gelangen. Der volle Erlös soll dem Magistrat für die von ihm veranstaltete Kriegssammlung überwiesen werden. Mit Rücksicht auf den wohlthätigen Zweck hat der Magistrat das Protektorat über das Konzert übernommen.

— Der Berliner Künstlerverein richtet an alle musizierenden Familien die dringende Bitte, die Musik in den Zeiten des Krieges nicht verkümmern zu lassen, den Unterricht möglichst wieder aufzunehmen und dadurch den Stand der Musiklehrer und Lehrerinnen vor gänzlicher Erwerbslosigkeit zu bewahren. Der Berliner Künstlerverein, W. 57, Gletenstr. 27, ist bereit, auf schriftliche Anfrage bewährte Lehrkräfte zu empfehlen.

— Professor W. Lexis ist in Göttingen, 77 Jahre alt, gestorben. Mit Conrad Gieser und Voening gab er das Handwörterbuch der Staatswissenschaften heraus, das in den Kreisen der Funktionäre unserer Partei und der Gewerkschaften stark verbreitet ist.

— Wieviele Sprachen gibt es? Englische Gelehrte haben berechnet, daß alles in allem auf der Erde 3424 Sprachen gesprochen werden. Davon fallen auf Amerika allein 1624, auf Afrika 987, auf Europa 587, auf Asien 276. Unter den großen Weltsprachen steht bekanntlich die englische voran. Statistisch beziffert die Zahl der Englisch sprechenden Menschen auf 150 Millionen, das Deutsche folgt an zweiter Stelle mit 120 Millionen, Russisch sprechen 90, Französisch 80, Spanisch 65, Italienisch 40 Millionen um. Da Englisch, Russisch, Französisch, Serbisch, Japanisch verpönt sind, so ist es ein Trost, daß man sich mit den 3419 anderen Sprachen helfen kann — falls deren Träger sich mit der Zeit nicht auch noch gegen Deutschland erheben.

— Rannheimer Schneiderei. Folgendes Inserat aus Rannheim teilt die „Tägl. Rundschau“ mit: „Zuschreibern, welche sich getrauen, mir englische Waren anzubieten, ist der Zutritt untersagt. Bei Zusammenhandlungen tritt ein kräftiger deutscher Gummischlauch in Tätigkeit. Feinrich Weirich, Schneidemeister.“ — Das albenische Volk empfindet, diesen Veldennut des „waderen“ Schneiders nachzugehen. Der Chauvinismus war noch immer ein gutes Geschäft!

Daneben ging die Kriegsmaletci. Ihre Aufgabe bestand